

Feuilleton : wie Angstchrigi und Kummermädi kuriert worden sind

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **12 (1904)**

Heft 19

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-545600>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die **Samaritervereinigung des Bezirkes Horgen** hielt Sonntag den 4. September eine **Felddienübung** ab. Als Objekt war ein Brand der Seidenweberei Heer & Cie. in Talwil angenommen. Auf telephonische Nachricht hin eilten die Mitglieder der Samaritervereine Horgen, Langnau, Kilchberg und Talwil auf den Unglücksplatz. Circa 80 Samariter und Samariterinnen beteiligten sich an dieser Übung. Nach kurzer Begrüßung auf dem Sammelplatz, Hotel Adler dajelbst, durch den Vizepräsidenten, Herr Jenny (Langnau), erteilte Herr A. Lieber, Zentralkassier des Schweiz. Samariterbundes, die nötigen Aufgaben an die verschiedenen Chefs; nachher Abmarsch zur Unglücksstätte. Hier waren 25 Simulanten, die teils schwerere, teils leichtere Verletzungen aufwiesen. Rasch ging es an die Arbeit. Die männlichen Mitglieder wurden teils als Trägerkette, teils zu Improvisationsarbeiten, Einrichtung von 2 Eisenbahnwagen, 1 Leiterwagen und 1 Handkarren, verwendet. Die Damen auf dem Rotverbandplatz arbeiteten gut und schnell, sowie auch die Damen auf der Operationsabteilung. Es wurden 15 Schwerverwundeten und 10 Leichtverwundeten die nötigen Verbände angelegt und von Herrn Dr. Meier (Talwil) kritisiert. Vom Verbandtisch wurden die Patienten in die hergerichteten Eisenbahnwagen und Leiterwagen transportiert. Um 5 Uhr Schluß der Übung. Es wartete noch ein Nachessen auf die Arbeiter und Arbeiterinnen im Hotel Adler, woselbst Herr Schärer, Präsident des Samaritervereins Talwil, die werten Gäste begrüßte und Herr Dr. Meier über den Verlauf der Übung sich recht befriedigt aussprach.

A. J.

Feuilleton.

Wie Angsthrigi und Kummermädi kuriert worden sind.

Wenn man vom Bärengraben in der Stadt Bern aus unentwegt durch die und dünn immer nach Nordosten geht und sich durch keinen Hügel und keinen Wald, keinen Zaun und keinen Kornacker aus der Richtung bringen läßt, so kommt man nach langer Wanderung, wenn man schließlich nicht doch noch daneben vorbei irrt, auf den Sonnenhof. Es ist dies ein schönes, großes Heimwesen, das schönste in weitem Umkreise. Wie dankbar und zufrieden muß einer sein, der als schuldenfreier Besitzer auf solchem Hofe leben darf, namentlich wenn er noch 50,000 Franken ausgeliehenes Geld hat! Diese Vorbedingungen trafen nun beide bei Angsthrigi, so hieß der Besitzer, zu, und doch war er ein armer, bedauernswerter Tropf, der des Sonnenscheins, der an schönen Tagen über seinem Gut vom Morgen bis zum Abend schien, nie recht froh werden konnte. Einst war es anders gewesen. Mit seinem Mädi hatte er fleißig sein Land bewirtschaftet und sich dabei wohl gefühlt, bis das Unglück seinem Hause nahe in Gestalt eines nichtsnutzigen Kräuter- und Doktorbuches, das ein herumfahrender Kolporteur ihm für teures Geld hatte aufschwätzen können. Seitdem er im Besitze dieses Buches war, fehlte ihm nun alle Bott etwas. In diesem waren nämlich alle Leiden, die den Menschen befallen können, genau beschrieben, von den Spul- und Bandwürmern bis zum hungrigen und durstigen Serbel und der schreienden Herzwassersucht. Wenn nun Ehrigi im Studium seines Buches zu einer neuen Krankheit kam und die „sichern Anzeichen“ für das Vorhandensein derselben prüfte, so machte er jedesmal die niederschmetternde Entdeckung, daß alle diese Anzeichen auch bei ihm vorhanden seien und er also

unfehlbar diese Krankheit auch habe. Dann mußte drauflos gedoktert werden, aber bei Leibe nicht bei einem verständigen Arzte — ein solcher war ja durch das Kräuterbuch überflüssig geworden — sondern nach den Ratichlägen seines Buches. Als die Zahl seiner Leiden von Woche zu Woche zunahm, verging ihm schließlich die Lust an der Bewirtschaftung seines Gutes. Was wolle er sich doch plagen mit seinem kranken Leibe? Kinder habe er ja ohnehin keine. Da sei es doch viel geheimer, wenn er sich nach einem Lehenmann umsehe und mit Mädi ins Stöcklein ziehe. So dachte Chrigi. Und wie wieder einmal der erste März ins Land kam, zog mit ihm ein Pächter auf den Sonnenhof ein, und Chrigi zügelte mit seinem Mädi aus dem gewaltigen zehn Fenster breiten Bauernhaus in das kleine Stöcklein, das zwei winzige Stübchen enthielt. Lange werde er es zwar auch hier nicht machen, meinte Chrigi. Bald werde er in ein noch kleineres Stöcklein ziehen, das nur ein Gemach habe. Aber das möchte er vorher doch noch wissen, an was er sich wohl versündigt habe, daß er ein so geschlagener Mann sein müsse.

Mädi wollte an die vielen Krankheiten Chrigis nie recht glauben, und wenn er ihm schon schwarz auf weiß bewies, was das zu bedeuten habe, wenn man dann und wann an kalten Füßen leide, oder einen blöden Magen habe, Bauchweh habe, die Ohren läuten, die Augen zwinkern, der Appetit ausbleibe und es in den Därmen rumple, so erwiderte es auf all das nur, das sei ein Gestümm. Wenn Chrigi mehr werchen würde, besserte es ihm ganz von selbst. Da hätte es viel mehr Ursache zu klagen. Seitdem es auch einmal in dem Doktorbuch gelesen, damit das viele Geld, das man dafür bezahlt, nicht ganz z'Unnützem ausgegeben sei, wisse es ganz genau, daß es einen Krebs im Leib habe. Oft zwicke er es mit einer Schere in den Magen, oft in das Herz. Von der Lunge wolle es nur gar nichts sagen. Letzthin sei er ihm sogar die Röhre hinaufgekrochen und habe es im Hals geklemmt und gewürgt, daß es keine Gattig gehabt habe. Wenn er so weit heraufkomme, so sage man ihm Speiseröhrenkrebs. Dieses Wort könne es nie vergessen, und wenn es hundertjährig werde, so habe es ihm gegrämt, wie es dasselbe endlich glücklich herausbuchstabiert habe. Aber der Krebs sei noch nicht einmal sein größtes Uebel. Die Nerven, die Nerven! Das sei noch etwas ganz anderes! Aber wenn es dann seinem Chrigi sage, wie schuderhaft nervös es sei, so könne der ihm zur Antwort geben, das sei nur seine böse und häßige Natur. Das sei der Trost, den man beim Mannenvolk finde. Wenn es das richtig vor zwanzig Jahren gewußt hätte, was Chrigi für einer sei, so hätte es ihn allwäg nicht genommen. Es habe es eben nur viel zu schön gehabt und das zu wenig geachtet, man sage ja nicht vergebens, die Weiber möchten alles vertragen, nur das Wohlleben nicht. Ein grusam gutes Herz habe es gehabt und Chrigi habe ihns verbarmet. Das sei nun sein Unglück. Wenn es hier angelangt war, so kam ihm das Augewasser nur so „stromswys“ und Chrigi, der Frauentränen nicht leiden konnte, steckelte fort.

So lebten die Beiden nebeneinander dahin, jedes nur mit sich, seinem Unglück und seinem bresthaften Leib beschäftigt. Wenn der Mensch eben keine Sorgen hat, so macht er sich welche. Das sind dann immer die allerschwersten. Im Garten

duldete Chrigi fast nur noch Teekräuter. Sah er bei seinem Herumtrappeln auf seinem Lieblingsweg längs dem Waldsaum Blumen, welche von den Bienen fleißig aufgesucht wurden, so pflückte er sie in sein Mastuch, weil sie jedenfalls auch guten Tee gäben. Sein Trinkwasser holte er in der Mooshalde, weil der Großvater des Mooshaldebauers 95 Jahre alt geworden. Kam er dann mit seinem Mastuch voll Blumen heim, um sie auf der Laube zu dörren, so ging der Streit von neuem los. Mädi gistelte, es wäre gescheiter gewesen, wenn er endlich an das Sägen und Spalten des Holzes gegangen wäre. Wenn das noch lange so weiter gehe, so müsse es ja schließlich noch grünes Holz in der Küche verbrennen. So etwas wäre aber doch eine Schande, wenn man jährlich für über 2000 Franken Holz schlagen lasse. Es hoffe aber, es könne vorher noch sterben, dann werde Chrigi sehen, wer von ihnen beiden das Kränkere sei. Tag für Tag gehe es abwärts mit ihm, aber Chrigi wolle natürlich nichts sehen, bis es zu spät sei. So sei es eben, wenn man immer nur an sich denke. Wenn dann Mädi einen Augenblick mit Balgen aussetzen mußte, um Atem zu schöpfen, so benützte Chrigi die günstige Gelegenheit, um Mädi zu entgegnen, daß er nicht gedacht hätte, daß er in seinen kranken Tagen niemand haben werde, um ihm abzuwarten, wie es sonst unter Christenmenschen und unter Eheleuten bsunderbar Brauch sei. Uebrigens habe es ihm vorhin, wo er in die Küche gekommen, gedünkt, es rieche doch da verflümmert gut, Mädi werde wohl wieder einmal seinen Krebs gefüttert und seine Nerven gestärkt haben.

So gings tagtäglich. Es ist nicht zu sagen, wie zwei Menschen sich das Leben schwer machen, wenn ein jedes nur immer an sich denkt. Als es mit Chrigi nie besserte, machte er dem Pfarrer Bescheid, er möchte ihn doch einmal besuchen, es werde nicht mehr lange mit ihm machen. Ein Bät könne jedenfalls nicht schaden, dachte er bei sich selbst. Wenn es ihm ja auch nie mehr bessere, so könnte es doch ungünnet eine Aenderung geben, und da ja alle Menschen Sünder seien, wie es in der Bibel heiße, so sei besser, wenn man beizeiten ans Sterben denke und für einen seligen Tod beten lasse.

Der Pfarrer kam. Einen solchen Krankenbesuch hatte er aber wahrscheinlich in seinem ganzen Leben noch nie gemacht. Jedes wollte das Kränkere sein, jedes suchte das andere zu übertönen und übertrumpfen. Wenn Chrigi jammerte, er habe keine gute Stunde, so hatte Mädi keine gute Minute. Wenn Mädi wehklagte, es werde jedenfalls es nicht mehr lange machen, so versicherte Chrigi, er wäre überhaupt schon längst sechs Schuh tief unter dem Boden, was für ihn jedenfalls das beste wäre, wenn er nicht so viel Tee trinken würde. Wenn Chrigi sagte, er esse kein Schnäfi, so aß Mädi kein Brösmeli.

Dem Pfarrer, der anfangs das innigste Mitleid mit diesen beiden geschlagenen und bei allem Reichtum so armen Leuten hatte, fing es allmählich an zu dämmern, wo der Haas im Pfeffer liegen könnte. Er suchte den beiden verständlich zu machen, daß da vor allen Dingen ein rechter Arzt herbei müsse. Pos, da hatte er in ein schönes Wespennest gegriffen. Aber er gab nicht nach. Schließlich, als er sich noch anerboden, dem Doktor selbst Mitteilung von ihren Leiden zu machen, gaben sie

den Widerstand auf, mußten aber doch noch wie ein abziehender Feind ein paar Duzend Schüsse abgeben, die dieses Mal gegen die Ärzte im allgemeinen und gegen den vom Pfarrer vorgeschlagenen im besonderen gerichtet waren. Doch verhallten diese wirkungslos.

Der Pfarrer erzählte den Fall dem Arzt und bat ihn, möglichst bald in den Sonnenhof zu gehen. Dieser versicherte lachend, er wolle die beiden schon kurieren, nur solle man ihn machen lassen und ihm kein Wort drein reden. Schon am andern Tage suchte er sie auf, befragte sie genau über ihre Leiden, wobei wieder ein jedes das andere austechen wollte, fragte auch, ob sie schon ein Doktorbuch zu Rate gezogen hätten, unterzog sie einer gründlichen Untersuchung, horchte am Herz, ließ sie die Zunge herausstrecken, schüttelte dabei mehrere Male geheimnisvoll sein Haupt, brummte dann und wann auch etwas in seinen Bart und sagte schließlich, Chrigi solle am andern Morgen um halb 7 Uhr die Mittel abholen. Ueber die Krankheit könne er sich vorläufig noch nicht aussprechen.

Chrigi machte sich am andern Morgen schon zeitig auf den Weg und wurde auch sofort vorgelassen. Mit ernster Miene klopfte der Arzt ihm auf die Schulter und sagte: Chrigi, Chrigi, dis Fraueli ist ganz böös zwäg, es het e grüüsligi Krankheit, i darf der's schier nit säge, es isch e Krankheit, wo i keim Dokterbuch steiht. Däich ume, dis Mädi het die schtächigi u byßige Märvespikesucht. Aber säg ihm bim D nit derwo, es gschtieng's nit us. Aber es cha no bed Wäg gah, das hanget jitz ganz vo dir ab.

Chrigi schnitt ein höchst dummes Gesicht bei dieser unerwarteten Mitteilung. Er machte einen schüchternen Versuch, dem Arzt zu sagen, er habe geglaubt, Mädi fehle gar nichts und nur er sei krank. „Du kunsch de später a d'Reihe, jitz wei mer z'ersch für dis arme Fraueli sorge. Paß jitz guet uf, d's Läbe vom Mädi isch jitz ganz i dir Hand.“ Und nun gab er ihm eine Menge Verhaltensmaßregeln, die er streng zu befolgen habe. Vor allen Dingen solle er nie mehr etwas von seiner eigenen Krankheit sagen, das Teetrinken aufgeben und überhaupt tun, als ob ihm gar nichts fehle. Jede Erwähnung seiner Krankheit rege Mädi auf, die kleinste Aufregung sei aber Gift für seine Frau und müsse unbedingt vermieden werden. Das beste wäre, wenn er fleißig arbeite und Mädi veranlasse, dies auch zu tun. Sie könnten ja dem Lehenmann bei seinen Feldarbeiten helfen. Wenn Mädi keine Lust dazu habe, so solle er das jüngste Kind des Lehenmanns, dem Mädi Gotte sei, so viel wie möglich ins Stöcklein nehmen, damit die Kranke ein wenig Zerstreuung habe. Am Sonntag sollten sie regelmäßig in die Predigt, dadurch werde es auf andere Gedanken gebracht. Auch solle er es fleißig ermutigen, daß es sich der armen Haushaltungen der Nachbarschaft mehr annehme, das wirke gar beruhigend auf die Nerven. Aber von allem, was er ihm jetzt da rate, dürfe Mädi kein Wort vernehmen, sonst seis gefehlt. Am nächsten Mittwoch nachmittag 2 Uhr solle er noch einmal vorbeikommen, er wolle ihm dann noch ein anderes Mittel geben, das er jetzt nicht da habe.

Chrigi war zuerst sprachlos. Wie betäubt ging er wieder dem Sonnenhof zu.

Zuerst schimpfte er im Stillen über den Arzt, der es natürlich immer mit dem Weibervolk halte, dann kam ihm aber nach und nach alles wieder in den Sinn, was dieser ihm gesagt, und noch viel anderes dazu. Er klagte sich an, wie wüßt und unverständlich er eigentlich doch gegen Mädi gewesen, wie es ihm immer die Kleider und Strümpfe geflickt, wie es nie an einem Tanzsonntag in das Wirtshaus verlangt habe, wie es in seinen gesunden Tagen nie etwas Apartiges für sich gekocht habe. Dann kam ihm der Gedanke, wie böß es ihm ginge, wenn Mädi sterben sollte und er sich gar noch seinen Tod aufs Gewissen laden müßte. Dabei kam ihm schier das Augewasser.

Mit den besten Vorsätzen kam er heim. Mädi konnte sich nicht genug verwundern, wie ganz anders Chrigi jetzt sich benehme gegen früher. Aber noch größer war seine Verwunderung, als am nächsten Mittwoch in Chrigis Abwesenheit der Arzt unerwartet bei ihm eintrat und ihm in geheimnisvollem Tone sagte: Mädi, Mädi, dr Chrigi wott mir gar nüt gfallt. Er het e schreckliche Chrankheit, wo me i kein Chrüterbuch findet. I darf dr Name schier nit säge u doch mues es si. Däich, di Ma het die schlychendi oder galloppierendi Teewassertrinksucht! Weli daß es i sch, cha-ni hüt no nit säge. Aber häb Muet, es cha no alles guet cho. Aber grüßeli Sorg ha muesch, süsch chasch de gli einisch zum Schriener für dr Sarg ga z'bstelle. Nun gab er ihm ein Duzend ungefähr gleiche Ratschläge wie Chrigi: „Aber gäll, du seisch nüt, daß i da gfi bi u dr alles gseit ha.“

Mädi gings ähnlich wie Chrigi. Es hinterfinnete sich schier, wenn es dran dachte, wie selbstüchtig es in den letzten Jahren gewesen und wie es seinem Chrigi so oft das Herz schwer gemacht habe. Aber jetzt müsse es anders werden.

Und es wurde auch anders. Nicht mit einem Male, aber doch allmählich. Bis jetzt hatte jedes nur für sich gelebt und sich dabei das Leben zur Qual gemacht, jetzt sah plötzlich jedes eine wichtige und verantwortungsvolle Lebensaufgabe vor sich. Jedes suchte fremdes Leid zu überwinden und überwand dabei, ohne es zu merken, auch das eigene. Und je mehr des Lehenmanns Mädeli im Stöckli in Chrigis und Mädis Herz sich einnistete, um so sonniger wurde es auch in den beiden kleinen Stübchen. An Leib und Seele gesündeten die beiden, nach langer Todesnacht erwachten sie zum Leben.

Etwa ein halbes Jahr nach dem ersten Besuch des Arztes hätte es aber doch schier wieder ein Gewitter gegeben, als eines Abends Mädi sich nicht enthalten konnte, Chrigi anzuvertrauen, er sei am Rande des Grabes gewesen, aber es habe ihn gerettet. Was stürmisch da? Grad z'Gegenteil! Und nun erzählte Chrigi alles, was ihm der Arzt gesagt. Leider brannte im Stöcklein kein Nachtlicht, so daß keines das verblüßte Gesicht des andern sehen konnte. Allmählich tagte es aber in ihren Köpfen und sie machten das Geseiteste, was sie machen konnten. Erst schämten sie sich bis unters Federnbett und dann lachten sie so herzlich, wie wohl im Stöcklein noch nie gelacht worden war.

(Der Säemann.)